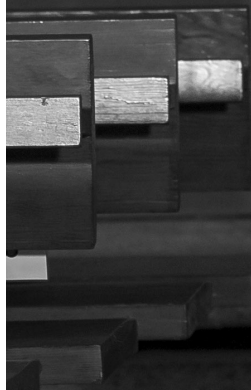


Christopher Schlicht

Maximilian Bode

KIRCHENREBELLEN

Wir bringen Leben in die Bude





Dem Klub, trotz allem.

INHALT

Im Partyraum.....	9
1. Volle Pulle Pastor.....	14
2. Ein unbeliebtes Wunschkind.....	33
3. Wie soll ich sein?.....	43
4. So siehst du gar nicht aus.....	54
5. Nagellack vom Pastor.....	67
6. Einfach mal machen.....	80
7. Die Presseabteilung von König Artus.....	95
8. Anecken.....	124
9. La-Ola in Schottland.....	141
10. Weg mit der fingerdicken Staubschicht.....	159
Am Partydeich.....	183
Zehn Impulse für Kirchenrebell*innen.....	185

IM PARTYRAUM

Chris & Max // Ein schwarzer Polo auf einem Klosterparkplatz. Kurz vor Mitternacht steigen zwei Vikare ein. In diesem Fall sind »Vikare« keine praktischen Stützbretter für Kinderbetten von IKEA, sondern die Bezeichnung der evangelischen Kirche für ihre Pastor*innen in Ausbildung. Bei der Aussprache von »Vikar« ist zu beachten, dass das »V« gesprochen wird wie bei »Videos«, nicht wie bei »Vögeln.« Die beiden Vikare sind wir, Max und Chris. Es ist ein bisschen klischeehaft, dass wir in einem Kloster ausgebildet werden, aber so ist es nun mal.

Der Polo ist unser Partyraum, sobald die Kloster-Bar geschlossen hat. Als wir das erste Mal von der Bar im Kloster hören, haben wir sofort zwei Vorurteile: Da gibt's bestimmt keinen Alkohol und: Die Lokalität macht sicher mies früh zu. Zum Glück trifft nur eins der beiden Vorurteile zu.

Nach dem letzten Bier an der Bar ist noch viel von der Nacht übrig. Aber unsere Kolleg*innen gehen jetzt schlafen. Wir nicht. Für uns geht die Party im Auto von Max weiter. Genau für diese Anlässe steht immer eine Notfall-Palette Dosenbier im Kofferraum. Direkt daneben hat Max einen Subwoofer verbaut. Mit dieser Lautsprecherbox kommen die tiefen Schallwellen besonders wuchtig bei uns an, wenn wir *U Got That* von »Halogen« hören. Der Polo heißt übrigens »Stella«. Denn Max gibt allen Gegenständen, die er besitzt,

einen Namen. Sein Gefrierschrank heißt »Kühlfrank«. Chris gibt seinen Sachen keine Namen. Er findet das seltsam.

Als wir das erste Dosenbier geöffnet haben, schlägt die Klosteruhr im Turm Mitternacht. Dann schalten wir unsere E-Zigaretten an. Wir dampfen die von Chris selbst hergestellte Geschmacksrichtung »Wassermelone mit Eiswürfeln«. Schon nach kurzer Zeit ist das Innere von Stella so vernebelt wie eine Londoner Seitengasse in einem alten Sherlock-Holmes-Film.

Auf dem Klosterparkplatz können wir so laut Musik hören, wie wir wollen. Leider haben die Sitze im Polo keine Massagefunktion. Aber die Bassbox tut ihr Bestes, um aus dem Autositz einen Massagesessel zu machen. Wir spielen Song-Pingpong. Die Spielregeln dafür sind einfach. Genau genommen gibt es nur eine einzige: Immer abwechselnd darf einer von uns das nächste Lied aussuchen. Das Spiel funktioniert auch mit mehreren Personen. Dabei wandert der Spotify-Staffelstab einfach im Uhrzeigersinn durch den Raum.

Die Texte der Lieder, die jemand mag, verraten viel über eine Person. Beispiel gefällig?!

Trotzdem seid ihr die, die nichts tun und zuschauen. Es gibt nichts, was euch gefällt, von dem, was andere schaffen. Ein Tipp von »M&N«: *Fresse halten – selber machen.* M&N, das sind Mono & Nikitaman. Max hat das Lied ausgesucht. Er sagt: »Das ist meine Horrorvorstellung. Irgendwann so einer zu werden. Einer, der immer nur meckert, anstatt was zu ändern. Aber im Studium und jetzt in der Ausbildung können wir ja nur drüber reden. Ich will endlich anpacken und vor allem was verändern in der Kirche. Es ist mir scheißegal, ob ich es schaffe, aber ich will es zumindest versuchen. Sonst weiß ich ganz genau, wie das endet. Dann sitze ich als frust-

rierter Rentner einsam am Fenster und beschimpfe spielende Kinder.«

Mittlerweile ist so viel Dampf im Auto, dass wir nicht mehr rausgucken können. Und auch von draußen kann niemand mehr reinschauen. Chris nimmt einen Schluck und antwortet: »Genau das ist der Punkt. Mit Meckern und Heulen bekommst du die Welt eben nicht verändert. Klar gibt es Grund zum Flennen. Die Kirche verliert immer mehr Mitglieder. Jaja, voll traurig, ich weiß. Aber wir bekommen die Leute nicht mit Heulen zurück. Ich will auch endlich loslegen und was machen. Es gibt so viele coole Kolleginnen und Kollegen, die Megaideen haben. Doch sie merken dann im Job, dass keine Zeit dafür übrig ist. Das zeigt, dass Ideen alleine nichts verändern. Nur wer sie umsetzt, ändert etwas.«

Mache Überstunden, mach mein Hobby zu meinem Job. Make Spaß, mache ernst, mache durch, mache Bock, singen die »Beginner«. Chris hat den Song ausgesucht. Max nimmt einen Zug von seiner E-Zigarette, pustet den wassermelonenartigen Dampf an die Scheibe und sagt: »Alter, ich würde ja sogar unbezahlt mehr arbeiten. Wenn ich dafür ein paar von meinen Ideen umsetzen kann. Ich bin das ganze Darüber-Reden leid. Ich will loslegen. Ich will machen. Und dafür würde mir sogar eine halbe Stelle irgendwo in einer Gemeinde reichen. Hauptsache, ich habe Zeit für das, was mir wichtig ist! Zeit, um endlich mal neue Ideen zu testen und einfach so mit den Leuten über Gott und die Welt zu reden.«

Chris schaut nachdenklich in Richtung Fenster, durch das längst nichts mehr zu sehen ist, und antwortet: »Ich will endlich mal Gottesdienste so feiern, wie ich sie geil finde. Also genau so, wie ich sie als Jugendlicher gebraucht hätte. Gottesfeiern mit so viel Gefühl, dass die Leute Pipi in den Augen

haben, und so lustig, dass manche vielleicht auch anschließend Pipi in der Hose haben. Und ich will genug Zeit haben, um den ganzen abgefahrenen Bumms zu testen, den wir uns ausgedacht haben: einfach mal ausprobieren, wie es ist, Internet- und Kneipenpastor zu sein.«

Hey, wenn's dir nicht gefällt, mach neu, singt Peter Fox. Max hat den Song ausgesucht und sagt: »Ich will Kirche neu machen. Endlich wieder Leben in die Bude bringen. Aber dafür brauche ich was.«

Chris hebt die linke Augenbraue und fragt: »Und das wäre?«

Max lässt seine leere Dose in den Fußraum fallen und sagt grinsend: »Zwei neue Bier für uns.«

Chris lässt die Augenbraue wieder sinken, kann sein Grinsen nicht unterdrücken und öffnet die Autotür. Sofort steigt eine Dampfsäule in den Himmel, fast so wie bei einem Rockkonzert. Er holt zwei Dosenbier aus dem Kofferraum und setzt sich wieder ins Auto. Als er die Tür schließt, fragt er: »Darf es noch etwas sein, der Herr? Oder brauchen Sie nur diese Dosenbiere, um die Kirche neu zu machen?«

Daraufhin tut Max etwas Unfassbares: Er bricht die Regel des Song-Pingpong und sucht noch ein zweites Lied aus. Als er zum Handy greift, sagt er: »Besondere Situationen erfordern besondere Maßnahmen. Ich könnte dir einfach antworten, aber Rio Reiser hat es besser gesagt, als ich es je könnte. Deshalb werde ich jetzt noch ein Lied anmachen.« Nach einem kurzen Moment der Stille beginnen »Ton Steine Scherben« zu singen: *Wer soll die neue Welt bauen, wenn nicht du und ich?*

Chris grinst breit und sagt: »Wenn ich dich und Rio richtig verstehe, dann willst du dir mit mir eine Gemeinde teilen.

Die Idee ist leider geil. Dann hätten wir viel Zeit, nur die halbe Kohle, aber voll Bock. Da muss ich mal drüber nachdenken.«

Max hebt seine Dose, um anzustoßen, und antwortet: »Genau das ist meine Idee. Habe zwar keinen Plan, wie wir das der Kirche verkaufen werden. Aber das ist dann unsere erste Aufgabe als Team. Und jetzt tu nicht so, als ob du noch nachdenkst. Ich habe dich doch schon längst überzeugt. Also heb an die Dose. Darauf müssen wir anstoßen.«

Die Leude woll'n, dass was passiert. Die Leude woll'n das krass serviert, singen »Fünf Sterne deluxe«. Chris hat ausgesucht und sagt: »Geil. Dann wollen wir doch mal gucken, was der liebe Gott auf Lager hat. Und, Alter, sollten wir jemals ein Buch schreiben, dann fangen wir safe mit dieser Geschichte an.«

Max lacht laut und sagt: »Von wegen, als ob wir beide jemals ein Buch schreiben würden. Aber ich packe es mal auf die Liste, direkt zwischen ›Album aufnehmen‹ und ›Sexy-Pastoren-Kalender herausbringen‹.«

Den Rest der Nacht verbringen wir damit, erste Pläne zu schmieden. Das Dosenbier und unsere Ideen sprudeln. Zum Abschluss dreht Max noch mal »Großstadtgeflüster« auf. Die singen: *Jetzt ist Feierabend*. Währenddessen lüften wir das Auto, und Stella, die alte Karre, kann wieder durchatmen. Es braucht den ganzen Song, bis der Dampf verschwunden ist. Dann gehen wir ins Bett, als der Himmel langsam die Farbe von Schwarz zu Blau wechselt.

1. VOLLE PULLE PASTOR

Chris & Max // Pastor zu werden ist unspektakulär. Zuerst kommen ein langes Studium und gut zwei Jahre praktische Ausbildung. Die Kirche hat sich dafür den Namen »Vikariat« ausgedacht. Wenn das alles geschafft ist, dann kommt der große Augenblick: Du darfst deine erste Stelle antreten. Und sobald du eine Gemeinde hast, bist du Pastor. Die Vergabe haben wir uns als großen Festakt vorgestellt. Wie das Staffelfinale einer lieb gewonnenen Serie. Oder zumindest so wie bei »Der Preis ist heiß.« Spannungsvolle Musik ertönt. Eine epische Stimme aus dem Lautsprecher verkündet: »Und ihre erste Stelle ist ... *Kunstpause* ... die Emmaus-Kirchengemeinde in Bremerhaven.« Gleichzeitig öffnet sich unter Nebelzischen eine Schiebewand, und dahinter ist ein Foto der Gemeinde zu sehen. Alle applaudieren, Freudentränen fließen. Ein ganz großes Spektakel.

Aber so läuft das nicht. In unserem Fall ist es ein einfaches Telefonat, in dem wir erfahren, welche Gemeinde wir zukünftig begleiten dürfen. Damit für uns der besondere Moment deutlich wird, haben wir die Nacht vorher gefeiert. In Chris' gemütlich eingerichteter Kellerwohnung, in der er während des Vikariats wohnt. Max bezeichnet die Bude liebevoll als »Hobbit-Höhle«. Am Morgen nach der Party vergehen die Stunden wie im Flug. Um zwölf Uhr soll der Anruf erfolgen. Tut er aber nicht. Von da an kriecht die Zeit dahin.

Wir tun alles, um uns abzulenken, gehen sogar spazieren. Und als wir gerade überlegen, ob wir jetzt den Kniffel-Block rausholen, klingelt endlich das Telefon. Der lang erhoffte Anruf. Leider funktioniert natürlich genau bei diesem entscheidenden Anruf die Technik nicht. Immer wenn wir das Handy auf Lautsprecher stellen, kann uns der Anrufer nicht mehr hören. Wir können also nicht wirklich zusammen mit dem Personalreferenten sprechen. Stattdessen müssen wir, wie in den Neunzigerjahren, bevor die praktischen Freisprecheinrichtungen erfunden wurden, gemeinsam über dem Handy hängen. Während der Personalreferent verkündet, wo unsere erste Stelle sein wird, reiben wir unsere Köpfe aneinander, um beide seine Stimme aus der Sprechmuschel hören zu können. Und dann fällt der für uns so entscheidende Satz: »Joa, es wird Bremerhaven, passt doch ganz gut, oder?« Ganz unspektakulär und fast schon nebenbei am Telefon.

Wir sind beide eher die Stadttypen und haben darauf gehofft, dass unsere erste Gemeinde in einer großen Stadt sein wird. Damit die Frustration nicht so groß ist, wenn es doch Pusemuckel wird, haben wir es nicht gewagt, uns die Stelle genauer auszumalen. Nun ist unsere Hoffnung erfüllt.

Es gibt einen großen Unterschied zwischen Hoffen und Wissen. Zu wissen, dass wir ab jetzt in Bremerhaven arbeiten können, freut uns unendlich. Nach all den Wochen des Hoffens können wir endlich jubeln. Und zum Glück sind wir zu zweit. So kann immer einer von uns die Beherrschung bewahren und so professionell wie möglich weitertelefonieren, während der andere abshaken und feiern kann. Gut, dass wir kein Videotelefonat vereinbart haben. Trotz all unserer Fragen dauert das Gespräch nur eine halbe Stunde. Für den Personalreferenten ist es nur eines von vielen, die er an diesem

Tag führt. Für uns ist es *das* Gespräch. Jetzt werden die Weichen für die nächsten Jahre gestellt. Wir kommen nach Bremerhaven, in die Emmaus-Kirchengemeinde! Fast hätten wir vergessen zu erfragen, welche Gemeinde es eigentlich sein wird – einfach, weil wir so froh sind, in einer Stadt arbeiten zu können. Die meisten Städte haben ja bekanntermaßen mehr als nur eine Kirchengemeinde. Und Bremerhaven bildet da keine Ausnahme. Doch zum Glück sind wir beim Telefonat zu zweit. Und können so sicherstellen, dass wir alle wichtigen Fragen loswerden. Die Alternative wäre auch hart peinlich: Den Personalreferenten nochmals anzurufen und zu sagen: »Entschuldigung, wir haben ganz vergessen zu fragen, wie unsere Gemeinde eigentlich heißt.«

Nach dem Telefonat können wir uns endlich in die Arme fallen. Auch wenn unsere Köpfe schon die ganze Zeit gekuschelt haben, ist jetzt eine richtige Umarmung notwendig. Und eigentlich auch eine Flasche Sekt. Oder irgendetwas anderes zum Anstoßen.

Letztlich entscheiden wir uns für eine Fritz-Kola. Denn wir wollen uns die Gemeinde sofort angucken und nicht nur davon hören. Deshalb setzen wir uns direkt mit der Limo ins Auto und fahren los. *This is the beginning of the rest of our lives*, singt RuPaul. Chris hat ausgesucht. Und er hätte keinen besseren Titel für den Moment auswählen können. Die Hymne für unseren Jobbeginn ist gefunden. Max macht noch einen Zwischenstopp bei einem allseits bekannten Restaurant mit schnellen Burgern. Die Fahrt von Hildesheim nach Bremerhaven dauert gut zwei Stunden. Aber schon nach der Hälfte taucht das erste Highlight für Chris auf. Und damit ist nicht der Burgerladen gemeint, sondern ein blaues Straßenschild. Besagtes Schild steht am Rand der A27 und

verkündet, dass noch 127 Kilometer bis nach Bremerhaven zu fahren sind. Bei Chris stellen sich Glücksgefühle ein, als er auf einer Autobahn den Namen seiner zukünftigen Heimatstadt ausgeschildert sieht. Nicht, weil er noch nie in einer Stadt gelebt hat. Sondern, weil er die vergangenen Jahre in einer Kleinstadt verbracht hat, die zu weit von einer Autobahn entfernt ist, um dort ausgeschildert zu werden. Chris wird klar, dass sich unser nächster Lebensabschnitt in so etwas wie einer Großstadt abspielen wird. Mit eigenem Autobahnzubringer und so. *Ich bin Wellenreiter, ich will das Meer sehen, will in die Freiheit gehen*, singt die Band »Massendefekt«. Max hat ausgesucht.

Eine Stunde später erreichen wir Bremerhaven. Nach der Autobahnabfahrt geht es kurz durch ein Industriegebiet. Danach an ein paar kleinen Einfamilien- und Reihenhäusern vorbei – und dann sind wir da: »Die Wohnriegel«, so nennen wir spontan die architektonischen Gebilde, an denen wir vorbeifahren. Ein Hochhaus und drum herum ein Wohnblock am anderen. Alles grau, alles gleich. Wir fühlen uns ganz klein, umgeben von den großen Blöcken. Und natürlich setzt das Wetter zu der Trostlosigkeit, die wir plötzlich empfinden, noch einen obendrauf. Es nieselt. Dieses Wetter ist, wie wir später erfahren, typisch für Bremerhaven. So sehr, dass die Einheimischen einen eigenen Begriff dafür haben: Bremerhavener Sonnenschein.

Zwischen den ganzen Wohnriegeln taucht plötzlich ein Kirchturm auf. Kein Backsteinturm, wie Max ihn an der Küste erwartet hat, sondern ein moderner Turm aus gebürstetem Stahl. Der ist natürlich auch grau, macht aber trotzdem was her, für Leute, die auf Türme stehen. Damit haben wir unser Ziel vor Augen und wissen: Das Ding gehört uns.

Keiner von uns beiden sagt ein Wort. *You're gonna go far, kid*, singen »The Offspring«. Chris hat ausgesucht.

Wir parken in sicherer Entfernung zur Kirche, genau wie Privatdetektive bei einer Beschattung. Dann schlendern wir an der Kirche vorbei. Aber nicht mit Trenchcoat und Zeitung, wie wir es oft in Filmen gesehen haben, sondern in unseren Alltagsklamotten. Unser Ziel ist das einzige Einfamilienhaus im Viertel: das Pfarrhaus.

Während Chris höflich distanziert auf dem Gehweg stehen bleibt, geht Max sofort auf Schnupperkurs. Wie ein fröhlicher kleiner Hundewelppe stürmt er los und drückt seine Nase an die Tür des Pfarrhauses, um einen Blick hineinzuworfen. Das bringt leider gar nichts, weil die Tür Milchglasscheiben hat. Chris ist das Verhalten von Max ein bisschen peinlich.

Max denkt: »Das ist jetzt ja unsere Gemeinde.« Und dementsprechend benimmt er sich. Zum Glück nicht komplett wie ein Hundewelppe – auf die typische Reviermarkierung verzichtet er. Trotzdem wird sein auffälliges Verhalten sofort bemerkt. Ein Fenster des Nachbarhauses öffnet sich, eine Dame beugt sich vor und ruft: »Entschuldigung Sie bitte, was machen Sie da?«

Eigentlich lautete unser Plan: nur mal locker alles angucken, durch die Gemeinde wandern und erste Eindrücke sammeln. Ein Geheimagent ist an Max allerdings nicht verloren gegangen. Er fällt einfach immer auf. Und so bleibt von unserem ursprünglichen Plan nicht viel übrig. Jetzt müssen wir uns erklären. Keine drei Stunden nachdem wir selbst davon erfahren haben, sagen wir das erste Mal den Satz: »Wir sind hier die neuen Pastoren.«

Auch unseren ersten Auftritt haben wir uns ganz anders vorgestellt. Ein Begrüßungskomitee mit strahlenden Gesich-

tern hätte uns in Empfang nehmen können – eine jubelnde Menge, voller Vorfreude auf ihre neuen Pastoren. Und wir gehen lächelnd auf die Menschen zu, stellen uns ihnen dann mit offenen Armen vor ...

Stattdessen stehen wir ertappt und durchnässt vom Regen auf der Straße, unterhalten uns schreiend mit der Frau im ersten Stock eines Mehrfamilienhauses. Die Fensterruferin stellt sich übrigens als Frau unseres Küsters heraus. Ein Küster, das ist so was wie ein »Hausmeister plus« in der Gemeinde. »Plus«, weil ein Küster deutlich mehr Aufgaben hat als ein Hausmeister. Und er ist zugleich die gute Seele der Kirche. Darum kommt der Mann auch direkt runter auf die Straße und macht mit uns eine kleine Führung durch die Gemeinde. Er zeigt uns die Kirche, das Pfarrhaus und die Räume im Gemeindehaus. Wirklich jeden einzelnen Raum, inklusive erstaunlich vieler Abstellräume. Währenddessen erzählt uns Detlef – wir sind inzwischen schon per Du – auch, was sonst so in der Gemeinde los ist. Und da sind wir ganz Ohr. Denn durch seine Geschichten kommt plötzlich Farbe in das ganze Grau. Die Wohnriegel füllen sich mit Leben. Hinter den immer gleichen Fassaden sehen wir jetzt Menschen mit unterschiedlichen Namen und verschiedenen Biografien. Wir bekommen einen ersten Eindruck von unserer neuen Gemeinde. Das ist für uns ein großes Geschenk. Denn kein Spaziergang hätte uns so viele Einblicke geben können. Und auch wenn wir den Stadtteil Grünhöfe gegoogelt hätten, hätten wir nicht im Ansatz so viel über die Menschen hier erfahren wie durch Detlefs Geschichten. Im Internet finden sich stattdessen Begriffe wie »Brennpunktgemeinde« oder »Stadtteil mit hoher Kinderarmut«. Beides sagt nicht wirklich viel über ein Viertel aus. Lebendig wird alles erst durch

die Geschichten und Schicksale der Menschen, die dort leben. Indem wir von ihren Problemen und Brüchen in den Lebensgeschichten erfahren. Für einige ist die eigene Wohnung kein Zuhause mehr, weil der Streit mit der Familie alles überschattet. Andere sind seit Jahren arbeitslos, und es fehlen Perspektiven. Wir merken schnell, dass es hier in der Gemeinde viel zu tun gibt. Arbeit für mindestens die nächsten zehn Jahre.

Chris hat beim Bewerbungsgespräch gesagt: »Gebt uns ruhig eine Challenge, eine Stelle, die sonst niemand will.« Die haben wir bekommen. Beim Rundgang durchs Viertel realisieren wir mit voller Wucht, welche Herausforderungen auf uns warten. Wir erfahren im Gespräch auch, dass die Pfarrstelle, die wir uns jetzt teilen werden, seit über einem Jahr unbesetzt ist. Die Gemeinde hat die Stelle immer wieder ausgeschrieben. Und ein paar Pastorinnen und Pastoren haben sich die Gemeinde auch angeguckt. Aber niemand wollte die Stelle haben.

Als wir wieder im Auto sitzen, sagt Max: »Ich kann alle verstehen, die diese Stelle abgelehnt haben. In dieser Gemeinde ist krass viel zu tun. Alter, wenn ich hier alleine anfangen müsste, hätte ich jetzt wahrscheinlich erst mal geheult.«

Die Aufgaben, die sich nach dem ersten Eindruck vor uns auftürmen, sind kaum zu überblicken.

Nachdem wir einen Moment schweigend nebeneinander im Wagen gesessen haben, sagt Max: »Mit dir zusammen habe ich richtig Bock auf diese Herausforderung.«

Daraufhin grinst Chris und antwortet: »Ich weiß genau, was du meinst, denn mir geht es genauso.«

Wir haben bereits erlebt, dass wir zusammen durch Scheiße waten können und dabei sogar Spaß haben, einfach nur, weil

wir zu zweit sind. Chris fällt ein Spruch ein, der auch im Büro von »How I met your mother«-Charakter Barney Stinson hängen könnte: »Probleme sind nur dornige Chancen.«

Eigentlich haben wir geplant, uns noch ein bisschen die Stadt anzugucken. Nach der Führung ist es aber bereits so spät, dass sich das nicht mehr lohnt. Bevor wir uns auf den Rückweg nach Hildesheim machen, halten wir unsere ersten Eindrücke kurz schriftlich fest. Max hat für so was immer ein Notizbuch in der Tasche. Chris findet das ein bisschen seltsam. Vor allem, wenn Max kurz vor dem Aufbruch irgendwohin nochmals panisch zurück ins Haus rennt, nur um sein Notizbuch einzupacken. Das ist auch heute Mittag so gewesen. Jetzt muss Chris zugeben, dass es sich gelohnt hat. Denn so können wir alle Gedanken und Eindrücke festhalten.

Als wir wieder zurück in der Hobbit-Höhle von Chris sind, gönnen wir uns das erste Feierabendgetränk als Pastoren. Zu diesem Anlass greifen wir nicht zur Fritz-Kola, sondern kosten ein paar norddeutsche Biere. Die haben wir uns vor der Rückfahrt in Bremerhaven besorgt, um gebührend auf unsere erste Stelle anstoßen zu können.

*

Bis wir in unsere neue Gemeinde ziehen können, vergehen noch ein paar Wochen. So ein Umzug muss ja auch geplant werden. Dass Chris ins Pfarrhaus zieht, bedurfte aufgrund unserer unterschiedlichen Möbelmengen keiner Diskussion. Und uns war klar: Wenn wir zusammen arbeiten und befreundet bleiben wollen, dann dürfen wir nicht auch noch zusammenwohnen. Eine Wohngemeinschaft im Pfarrhaus kommt nicht infrage. Max zieht in einen der Wohnblöcke.

Ihm ist es wichtig, in der Gemeinde zu wohnen, wie alle anderen. Sich eine hübsche Wohnung in Bremerhaven Mitte zu nehmen hätte seltsam gewirkt. Gemeinsam mit den Menschen, die hier leben, wollen wir den Stadtteil gestalten. Und das geht viel besser, wenn du mittendrin wohnst.

Mit unserem Kumpel Hagen machen wir beide Umzüge hintereinander. Der Umzug von Max geht recht schnell über die Bühne. Leider haben wir nur auf der ersten Fahrt einen großen Transporter. Die zweite Tour mit deutlich mehr Gerassel von Chris müssen wir mit einem kleinen Sprinter durchführen. So werden aus einer geplanten Fahrt zwei Touren und eine Nachtschicht.

Nach dem Einzug ist unsere erste Aufgabe, die Gemeinde kennenzulernen. Wir laufen durchs Viertel und stellen uns jedem, den wir treffen vor: »Wir sind hier die neuen Pastoren.« Danach sagen wir gar nicht mehr viel, sondern hören einfach erst einmal eine Weile zu. Auf diese Weise bekommen wir einen lebendigen Eindruck von unserer Gemeinde. In den Geschichten, die uns die Menschen erzählen, spiegeln sich ihre Wünsche und Hoffnungen. Und genau die wollen wir hören. Wenn's ums Zuhören geht, zitiert Max gerne eine Passage aus Michael Endes Buch »Momo«. Dort heißt es, »Zuhören, das ist doch nichts Besonderes.« In unseren ersten Wochen als Pastoren tun wir nichts anderes. Ganz im Sinne von Momo, denn das Zitat geht wie folgt weiter: »Aber das ist ein Irrtum! Denn richtig zuhören können nur sehr wenige Menschen.«

Allein nach dem ersten Gespräch mit unserem Küster schreiben wir mehrere Seiten in dem Notizbuch von Max voll. Und durch jedes weitere Gespräch kommen mehr Notizen hinzu. Natürlich haben wir durch unser Studium auch

einen Sack voller Ideen mitgebracht. Aber von denen erzählen wir der Gemeinde erst mal nichts. Stattdessen versuchen wir herauszufinden, welche von unseren Ideen sich mit denen der Menschen, die hier leben, überschneiden. Welche Hoffnungen wir teilen. Welche Wünsche bestehen. Und wenn wir merken, dass die Schnittmenge groß ist, packen wir Neues an.

Natürlich will die Gemeinde auch etwas von uns hören. Viele sind gespannt, wer nun ihre neuen Pastoren sind. Und dauerhaft lässt sich das »Erzählt doch erst mal von euch«-Spiel auch nicht durchziehen. Deshalb stellen wir uns überall vor. Um nicht immer wieder dasselbe zu sagen, machen wir eine kleine Challenge daraus, unsere Vorstellung immer leicht zu variieren. Zusätzlich soll die Gemeinde Fragen an ihre Pastoren sammeln, die wir dann beantworten. Unsere Kirchenmusikerin Vivi erklärt sich netterweise sofort bereit, die Fragen zu sammeln. Und sie steuert auch den Titel für unsere Antwortvideos bei: »Frag die Captains.« So entsteht unser erstes Youtube-Format. Einmal pro Woche beantworten wir Fragen, egal, was die Menschen von uns wissen wollen. Eine der ersten Anfragen an uns war: »Warum gibt es keinen Brotaufstrich aus Nutella und Erdnussbutter?« Zum Glück hat Chris während seines Studiums lange in der Gastronomie als Koch gearbeitet und kennt daher eine Lösung: Einfach warme Snickers aufs Brot schmieren.

Eigentlich sind diese kurzen Videos nur für unsere Gemeindemitglieder gedacht. Erst als wir von Menschen aus anderen Stadtteilen von Bremerhaven darauf angesprochen werden, merken wir, dass deutlich mehr Leute die Videos sehen, als wir angenommen haben. Wir sind erstaunt, auf wie viel Interesse dieses Format stößt. Eigentlich ist es nur ent-

standen, weil Max keine Lust hat, Dinge doppelt und dreifach zu erzählen. Nun beschließen wir, einen Schritt weiterzugehen. So wird aus den kurzen Videos unser Podcast »Liebe, Altaaar«. Einmal pro Woche setzen wir uns vor den Altar in unserer Kirche und schnacken eine Runde, während Kameras auf uns gerichtet sind. Und auch in diesem Format beantworten wir Fragen, die uns gestellt werden. Unter den Videos, die wir ins Internet stellen, finden sich mehrere Kommentare, in denen sich einige dafür bedanken, dass wir so »normal« und »verständlich« sprechen.

Kirche wird offensichtlich oftmals nicht verstanden. Denn sonst wäre »Verständlichkeit« kein Kompliment.

Die ersten Gehversuche mit »Frag die Captains« und »Liebe, Altaaar« zeigen uns, dass Menschen nach wie vor neugierig sind auf Gott. Und wir merken, dass Gottesdienst und Predigt alleine nicht mehr ausreichen, um eine möglichst breite Basis anzusprechen. Verschiedene Formate sind wichtig, weil jedes auf seine Weise unterschiedliche Menschen anspricht. Auch wenn einige Leute sich noch in einem Sonntagsgottesdienst wohlfühlen, schauen sich andere lieber zu Hause auf dem Sofa ein Video an. Und wieder andere erreichen wir über Podcasts oder nur im persönlichen Gespräch.

Klar, dass sowohl unser Podcast als auch unsere Predigten keine traditionellen Bibelauslegungen sind. Anstatt von einem in der Gottesdienstordnung vorgegebenen Bibeltext auszugehen, gehen wir oft von den Problemen vor Ort aus, um auf Gott zu sprechen zu kommen. Wir lassen uns von dem inspirieren, was wir aktuell erleben, was uns Menschen auf der Straße erzählen. Und wir sind überzeugt: Alles andere würde gekünstelt wirken. Wir wollen, dass Glaubens Themen für den Alltag Relevanz haben, für die Menschen im

Viertel ein Gesprächsthema sind. Denn die Fragen nach dem Sinn sind da – wir versuchen, Antworten darauf zu finden. Wir sind uns dabei nicht zu schade, auch mal abwegige Fragen zu beantworten. Wie die nach dem Brotaufstrich aus Nutella und Erdnussbutter – ob es den gibt.

Gerade in unserem Stadtteil haben die wenigsten, die hier wohnen, etwas mit der Kirche zu tun. Sie suchen anderswo Antworten auf ihre Fragen. Vielleicht weil sie denken, dass ihnen eh niemand zuhört. Oder weil das, was sie in der Kirche zu hören bekommen, so weit weg von ihrem Alltag ist, dass sie damit nichts anfangen können. Dass die Themen, über die die Pastorin oder der Pastor spricht, nichts mit ihrem Leben zu tun haben. Oder dass sie dort dafür verurteilt werden, wie sie rumlaufen oder wen sie lieben. Und diese Skepsis ist auch nachvollziehbar. Denn die Kirche hat lange viel dafür getan, um solche Vorurteile zu bestätigen. Und an manchen Orten tut sie das leider heute immer noch. Wir stehen vor der Herausforderung zu zeigen, dass es bei uns anders ist.

Das geht in kleinen Schritten: Wir hören den Menschen zu. Wir versuchen, zusammen mit ihnen Antworten zu finden. Und bei uns muss sich niemand verstellen. Alle können sich so zeigen, wie sie sind. Um in Kontakt zu kommen, nutzen wir auch soziale Medien – im Moment sind wir auf Instagram, Youtube und TikTok unterwegs, demnächst vielleicht noch auf anderen Plattformen. Denn dort sind die Hemmschwellen deutlich niedriger, und Leute wagen es eher mal, den Pastor anzusprechen. Wir sind quasi nur einen Klick weit entfernt. Und so trauen sich auch neue Besucher*innen in unsere Gottesdienste, die vorher nur im Netz beobachtet haben, was wir so machen.

Es klingelt. Im Pfarrhaus ist das nichts Ungewöhnliches, da steht des Öfteren mal jemand unangemeldet vor der Tür. Bei Max zu Hause passiert das seltener. Trotzdem hat er sich einen elektronischen Türspion mit Bildschirm eingebaut, um zu sehen, wer vor seiner Tür steht. Meistens ist es die Postbotin. Diesmal aber nicht. Stattdessen steht Finn, der Sohn seiner Nachbarin, dort. Max macht die Tür auf und fragt ihn, was er möchte.

Ein bisschen schüchtern sagt er: »Du, meine Mama hat mich zu dir geschickt, weil ich eine Frage habe.«

»Okay, schieß los.«

»Also, du musst mir erklären, wie das mit der Bibel und den Dinos ist. Wir hatten das heute in der Schule, und meine Lehrerin sagt, es gibt in der Bibel keine Dinos. Warum nicht?«

Max merkt, dass er diese Frage nicht an der Wohnungstür beantworten kann. Also geht er zusammen mit Finn eine Etage runter zu ihm. Seine Mama bietet Max eine Cola an, und er erklärt Finn: »Also, es gibt Drachen in der Bibel. Nicht oft, aber ein paarmal kommen die vor. Dinosaurier werden nirgendwo erwähnt. Die Bibel wurde schon vor sehr langer Zeit geschrieben, und damals wussten die Menschen noch nichts von Dinos.«

Finn denkt kurz über die Antwort nach und sagt dann: »Okay, aber...« Ein ganzer Strom von weiteren Fragen prasselt auf Max ein. »Warum ... warum ...« Alles, was einem Achtjährigen so durch den Kopf geht. Max trinkt in aller Ruhe seine Cola und versucht, alles so gut wie möglich zu beantworten. Eine halbe Stunde später haben die Fragen von Finn nichts mehr mit der Bibel zu tun. Stattdessen denken beide gemeinsam darüber nach, was Computer besser kön-

nen als Menschen. Zum Beispiel Matheaufgaben lösen oder Schach spielen. Dafür können sie keine Gedichte schreiben oder einen anderen Menschen umarmen, weil sie ihn gern haben.

Irgendwann schlummern keine weiteren Fragen mehr in Finn. Und weil Max gerade auch seine Cola ausgetrunken hat, verabschiedet er sich mit den Worten: »Wenn du weitere Fragen hast, komm immer wieder gerne bei mir vorbei.«

Als Max zurück in seiner Wohnung ist, denkt er noch einmal über das Gespräch nach. Dabei stellt er fest: Auf solche Fragen wurde er während des Theologiestudiums nicht vorbereitet. Und: Die wirklich wichtigen Fragen über Gott und die Welt – die kann ein achtjähriges Kind viel besser stellen als Erwachsene.

*

Unsere Kirche soll ein Ort sein, an dem niemand Angst vor Bewertung haben muss. Wir wünschen uns einen liebevollen Raum. So wie ein himmlisches Zuhause. Einen Ort, an dem der Ärger und der Stress des Alltags für ein paar Momente vergessen sind. Einen Raum, in dem nicht wichtig ist, ob du einen Job hast oder womit du dein Geld verdienst. So ist unsere Idee der Zuhausekirche entstanden. Die Kirche, in der genau das möglich ist. Darum sagen wir allen, denen wir begegnen: »In unserer Kirche bist du willkommen, egal wer du bist und was du machst. Du musst nichts leisten. Du kannst einfach nur du selbst sein, das reicht völlig aus. Und du musst dich nicht verstellen oder verkleiden. Das machen wir als Pastoren auch nicht.« Und deshalb beginnen wir jeden Gottesdienst mit den Worten: »Willkommen zu Hause.«

Zuhören, mit Menschen normal reden und deren Fragen verständlich beantworten, das ist nicht viel. Aber für uns ist es der Anfang davon, Pastor zu sein. So können wir durchstarten. Endlich das machen, von dem wir seit Jahren schon geträumt haben. Und das ist ein Befreiungsschlag.

Das graue Bild, das wir anfangs hatten, verändert sich schnell. Im Viertel ist manches auf den zweiten Blick wirklich liebenswert. Wir können in Jogginghose beim Discounter einkaufen gehen, und die Leute feiern, dass sie den Pastor als Jogger auf der Straße treffen. Es stört uns nicht, wenn wir auf dem Weg umgefallenen Mülltonnen ausweichen müssen, aus denen sich gerade ein paar Möwen bedienen. Oder dass vor Kurzem unsere Kirche mit Graffiti besprayt wurde. Auch das juckt uns nicht wirklich. Viel wichtiger als solche Äußerlichkeiten ist uns, dass wir den Leuten eine Zuhausekirche bieten können. Zu zeigen, dass wir hier – mitten in all den Herausforderungen – in einem Brennpunkt der Liebe Gottes leben.

Beim Zuhören haben wir gemerkt, mit wie viel Herz Menschen in unserer Gemeinde arbeiten. All das konnten wir natürlich am ersten Tag, an dem wir hier aufgeschlagen sind, gar nicht sehen. Aber jetzt drückt es uns jeden Tag ein breites Lächeln ins Gesicht. Darum arbeiten wir zusammen gerne an einer weltoffenen und verständlichen Kirche, in der du einfach nur zu Hause sein kannst. Und wir wünschen uns, dass »verständlich sein« in der Kirche irgendwann überall normal ist.

Dass die Leute uns als nahbar erleben, haben wir auch bemerkt, als die lokale Zeitung das erste Mal über uns berichtet hat. Die Reporterin sagte zu Beginn des Interviews scherzhaft: »Jungs, ich muss euch eigentlich nichts fragen, ich weiß

alles schon von Instagram.« Das hat natürlich nicht gestimmt, da wir zwar viel, aber bei Weitem nicht unser ganzes Leben in den sozialen Medien teilen. Stattdessen posten wir nur Sachen, die wir auch auf Plakaten über den Marktplatz tragen würden. Nur wenn uns diese Vorstellung nicht unangenehm ist, landet der Beitrag im Netz. Für uns sind soziale Medien eine ausgestreckte Hand: Ein Angebot, um Menschen neugierig auf uns und unsere Gemeinde zu machen. Genau das wollten wir auch mit unserem ersten Pressebild erreichen. Darauf sind wir beide zu sehen, wie wir auf Skateboards durch die Kirche fahren. Bei dem Fotoshooting haben wir zusammen mit dem Fotografen überlegt, wie wir zum Ausdruck bringen können, dass bei uns Dinge anders laufen beziehungsweise rollen.

Der Fotograf fragte ganz vorsichtig: »Dürft ihr denn mit den Skateboards durch die Kirche fahren?« Und wir antworteten grinsend: »Ja klar, das ist unsere Kirche.« So entstand das erste Foto, auf dem wir durch die Kirche skaten. Und natürlich fand das manch eine*r nicht so cool. Unter anderem gab es, nachdem der Artikel erschienen war, einen Leserbrief, der uns vorwarf, dass wir schuld am Untergang der Kirche seien. Als wir das lasen, mussten wir unweigerlich grinsen, denn wir waren erst zwei Monate lang Pastoren. Chris sagte damals mit einem Lächeln: »Jo, das haben wir aber schnell geschafft. Wenn zwei Trottel wie wir auf Skateboards in zwei Monaten eine zweitausendjährige Institution untergehen lassen können, was schaffen wir dann alles in zwei Jahren?«

*

Wir wollen neuen Schwung in die Kirche bringen. Und dafür brechen wir auch gerne mal mit althergebrachten Regeln. Denn wenn du Veränderung willst, ist es wichtig voranzugehen und nicht nur darüber zu reden.

Wir machen gerne den ersten Schritt und rebellieren gegen Althergebrachtes. Und wir wollen zeigen, dass es anders gehen kann als bisher. Um die verstaubten Bilder, die manche von Kirche haben, zu überschreiben, braucht es neue Ansätze. Wir probieren aus, was geht. Unser Ziel ist es, die Gemeinde so zu gestalten, dass sich alle – auch wir – darin wohlfühlen können. Wir wollen Gottesdienste feiern, auf die die Menschen vor Ort und wir selber Bock haben. Dazu gehört auch, dass wir Sachen weglassen, die uns nicht gefallen, und mit alten Vorgaben brechen, von denen wir denken: »Ich kann mich nicht daran erinnern, diesen Regeln jemals zugestimmt zu haben.« Zum Beispiel gelten in Gottesdiensten vieler Gemeinden unausgesprochene Kleiderordnungen. Sonntags wird sich in Schale geworfen, um zur Kirche zu gehen. Und es wird geschaut, was die anderen so tragen, weil niemand unangenehm auffallen will.

Bei uns läuft es anders: Hier darf wirklich jede und jeder tragen, was er will. Es gibt keine Konventionen. Nur lässt sich das schwer zeigen, wenn die Pastoren das seltsamste Outfit von allen tragen: Ein großes schwarzes Kleid. Deshalb haben wir uns vorgenommen, als Pastoren im Gottesdienst unsere Alltagskleidung zu tragen, und darüber mit dem Kirchenvorstand gesprochen. Denn wir wollten niemanden vor den Kopf stoßen. Und dass so etwas nicht alleine entschieden wird, ist klar.

Unser Kirchenvorstand meinte: »Macht das ruhig, euer Vorgänger hat auch schon mal ohne Talar gepredigt.« Damit

war die Sache beschlossen, und wir predigen seitdem in Alltagsklamotten. Das heißt bei uns: Sneakers, Jeans, ein Holzfällerhemd oder ein Pulli. Bei Chris kommt eigentlich immer eine Cap dazu. Max wechselt jedes halbe Jahr seine Haarfarbe und verzichtet darum auf Kopfbedeckungen, damit sein gefärbtes Haar besser zur Geltung kommt. Weil wir selbst mit den Veränderungen anfangen, die wir uns schon so lange wünschen, trauen sich auch neue Menschen, in der Gemeinde vorbeizukommen. Plötzlich sehen wir junge Leute in unseren Gottesdiensten. Personen, die genauso wie Max bunt gefärbte Haare haben, und Leute in Jogginganzügen mit Caps. Und keiner wird dafür komisch angeguckt, sondern von uns mit offenen Armen empfangen.

Wer Veränderungen will, sollte nicht darauf warten, dass sie sich einfach so ereignen. Eine*r muss anfangen. Das ist genau unser Ding. Wir beide haben lange genug gewartet. Unser ganzes Studium und Vikariat lang haben wir den Wunsch nach einer anderen Kirche mit uns herumgetragen. Den Wunsch nach einer Kirche mit neuen und vielen verschiedenen Ausdrucksformen.

Nun ist es an der Zeit, diesen Traum auch umzusetzen. Und Gott sei Dank sind wir in einer Gemeinde, die sich genauso wie wir wünscht, dass sich etwas verändert. Denn zu unserem Wunsch nach neuen Formen in der Kirche gehört auch das Wissen, das wir das alleine nicht schaffen. Zum Glück sind wir als Pastoren schon mal zu zweit. Aber auch das Modell »zwei gegen den Rest« ist aussichtslos. Wie passend, dass wir mit unseren verrückten Ideen in unserer Gemeinde bei Weitem nicht alleine sind. Dass andere den Faden aufgreifen, an vielen Stellen anpacken und mitma-

chen. Dass neue Menschen dazukommen, wenn Kirche kein Museum ist, sondern zu einem offenen Experimentierraum wird.

Aber nicht nur unsere Gemeinde steht hinter uns, sondern auch unsere Vorgesetzten. Denn obwohl wir als Pastoren quasi die Chefs der Gemeinde sind, gibt es noch Menschen, die über uns stehen. Und wie das in der Kirche so üblich ist, haben sie oftmals abgefahrene Titel. Bei uns gibt es beispielsweise eine Superintendentin, was ein bisschen so klingt wie ein Charakter aus einem DC-Comic. Und dann gibt es noch den Regionalbischof. Mit beiden haben wir noch vor unserem Dienstbeginn gesprochen. Und beide haben uns darin bestärkt, dass wir mutig sein sollen und gern auch mal ein Risiko eingehen dürfen. Das direkt am Anfang zu hören, hat saugutgetan. Denn unser Job wäre deutlich frustrierender, wenn unsere Vorgesetzten eine andere Vorstellung hätten. Sie finden sicher nicht alles klasse, was wir machen, aber sie spornen uns dazu an, Neues auszuprobieren.

2. EIN UNBELIEBTES WUNSCHKIND

Chris // Ängstlich und allein – so habe ich mich damals, als ich neun Jahre alt war, in der Schule gefühlt. Und der Grund dafür hatte einen Namen: Dennis. Er hat meinen Nachhauseweg zur Hölle gemacht. Er war der erste »Endgegner« meines Lebens. Lange bevor ich mit Super Mario zum ersten Mal dessen Erzfeind König Bowser besiegt habe.

Anders als Super Mario konnte ich Dennis nicht aus eigener Kraft besiegen. Er war größer als ich, und in seinen Augen war ich »kein richtiger Junge«. Denn ich habe oft geweint, wenn ich etwas ungerecht fand. Ich war ein megasensibles Kind. Meine Gefühle haben mich oft überfordert, und dann flossen die Tränen. In den ersten zwei Schuljahren hatte ich eigentlich nur Freundinnen und war immer der einzige Junge auf den Mädchengeburtstagen. Dann zogen wir um. Von Lüneburg in den Oberharz. In der neuen Klasse wurde alles anders. Dort gab es Dennis. Und ich habe nicht in seine Welt gepasst. Dennis rief immer, wenn er mich sah: »Da kommt Chris, das Mädchen.«

Das hat damals sogar zu meinem Traumjob gepasst, denn ich wollte früher immer »Mama werden«, wenn ich mal groß bin. Aber Dennis beschloss, aus mir »einen richtigen Jungen« zu machen. Sein Werkzeug war so grob wie er: Faust-

schläge und Beschimpfungen. Da er in der Klasse sehr beliebt war, wurde ich im Handumdrehen zum Außenseiter. Dass mein Papa Pastor war, brachte mir auch keine Coolness-Punkte ein. Das Gegenteil war der Fall.

Ich nahm mir vor: bloß nicht auffallen, um so die Zahl der Schläge klein zu halten. Aber was ich auch versuchte, um mich anzupassen, nichts hat funktioniert. Auf dem Schulhof achteten die Lehrer*innen auf mich, aber auf dem Nachhauseweg war ich allein. Und ich hatte Angst, denn Dennis lauerte mir regelmäßig auf.

Wenn ich es nach Hause geschafft hatte, dann fühlte sich die ganze Welt anders an. Denn ich habe gespürt, dass ich hier geliebt, gewollt und wertvoll bin. Ein Wunschkind. Meine Mama hat mir oft erzählt, wie ich als Säugling beinahe gestorben wäre. Sie erkannte als gelernte Krankenschwester bei mir einen Leistenbruch und brachte mich ins Krankenhaus. Dort wurde sofort notoperiert. Hätte Mama damals noch eine Nacht gewartet, dann würde ich jetzt diese Zeilen nicht schreiben. Eine sechs Zentimeter lange Narbe an meinem Bauch erinnert mich täglich daran, dass das Leben nicht selbstverständlich ist. Es ist ein zerbrechliches Geschenk.

Ich habe Dennis nie besiegt. Es gab keinen Showdown wie im Film. Er blieb stärker, und ich blieb Außenseiter. Diese Zeit hat ihre Spuren hinterlassen. Denn Dennis hat mir ein paar Dinge über das Leben beigebracht. Auch wenn seine Lehrmethoden zweifelsohne fragwürdig waren. Er hat mir gezeigt, wie sehr ich Liebe brauche. Und wie weh es tut, abgelehnt zu werden. Das gilt für uns alle, egal, wie unser Leben beginnt. Irgendwann bringt jemand einen Zweifel in unser Leben, den wir nie wieder loswerden. Jemand zeigt uns, dass wir in seinen Augen nichts wert sind. Diese Erfah-

rung ist so einschneidend, dass auch wir selbst anfangen, an unserem Wert zu zweifeln.

*

Wenn ich alle Ablenkungen weglasse, dann dreht sich in meinem Leben alles um Liebe. Um Liebe oder das Fehlen von Liebe. Mir wurden die Zweifel, ob ich liebenswert bin, als Kind über Jahre eingeprengelt. Dennis hat mir deutlich gezeigt, dass ich – so, wie ich bin – für ihn keinen Wert habe.

Wütend hat er auf mich eingeprengelt. Wenn er keinen Grund fand, dann schlug er mich grundlos. Als ich das verstanden habe, begann eine neue Freiheit. Auch wenn die Schläge wehtaten, habe ich irgendwann gecheckt: Klein machen und still sein hilft nicht.

Wenn ich sowieso nicht drum herumkomme, dann kann es mir auch wurscht sein, was ein anderer von mir denkt. Dann brauche ich mein Weinen nicht zu verstecken. Und als Außenseiter ohne Chance brauche ich auch nicht zu versuchen, mich zu verstellen.

Dennis sei Dank suche ich Liebe nicht mehr überall. Ich versuche auch nicht mehr, allen zu gefallen, denn so zu leben ist, wie in einem Hamsterrad unterwegs zu sein: Es ist tierisch anstrengend, und man kommt nirgendwo an. Auch Männlichkeitsideale kann sich die Welt gepflegt an den Hut stecken. Damals habe ich nicht reingepasst, und heute sind sie mir egal.

Mein Zuhause hat mich damals gerettet. Ich habe mich oft an der Liebe von zu Hause festgehalten. Und das hat mich dazu ermutigt, so zu bleiben, wie ich bin. Echter Liebe muss man nichts recht machen. Liebe zeigt uns, dass wir längst richtig sind.

Eine der wichtigsten Erfahrungen war es, zu erleben, dass ich im Leben mehrere Gefühle gleichzeitig haben kann. In der Schule war ich zwar ängstlich und allein, aber die Liebe von zu Hause hat mir Mut gemacht. Und heute bin dankbar dafür, dass mein Leben so liebesversifft ist.

Genauso wünsche ich mir Kirche. Ein Zuhause, das dich annimmt, wie du bist. Mit einem Gottesdienst, der Mut macht und Kraft schenkt. Denn das Leben hat echte Scheißzeiten auf Lager. Damit die Angst keine Solokarriere hinlegt, müssen wir der Liebe eine Bühne geben. Denn im Duett mit der Liebe kann ich jedem anderen Gefühl zuhören.

Wenn wir die Liebe Gottes ernst nehmen, dann ist die Kirche der Ort, an dem alle ein Zuhause finden. Ein Zuhause für all diejenigen, die auch erleben mussten, dass sie nach Meinung anderer wertlos sind.

Manchmal hassen uns Menschen, weil wir so sind, wie wir sind. Aber Gott liebt uns immer, weil wir so sind, wie wir sind. So, wie er uns gemacht hat. Gott nimmt uns an, auch wenn andere Menschen uns ablehnen. Es ist megaabgefahren, wie sich manchmal unser ganzes Leben drehen kann. Früher bekam ich Schläge für meine Gefühle. Und heute helfen sie mir und anderen, weil ich sie zeige. Das, was mich früher verletzlich gemacht hat, macht mich heute stark.

Als Teenager bekommen wir ja klassisch noch eine Extraportion an Emotionen obendrauf. Ich hatte schnell raus, wie ich meine Gefühle schützen kann. Damals wurde mein Herz durch eine Armee von Pokémonkarten vor Eindringlingen geschützt. Auf dem Nintendo 64 habe ich erlebt, wie es sich anfühlt, wenn ich zur Abwechslung mal einen Endgegner besiege. Dann zogen wir wieder um. Als Fünfzehnjähriger zog ich ins Kloster Loccum ein, weil mein Vater dort

eine neue Arbeitsstelle antrat. Im Kloster Loccum gibt es schon lange keine Mönche und Klosterregeln mehr. Heutzutage wird in den Klosterräumen die neue Pastor*innengeneration ausgebildet. Und mein Papa wurde Ausbilder – offiziell nannte sich sein Job »Studiendirektor des Predigerseminars«. Ich habe im Kloster damals von einer Tradition der Mönche gehört: Wenn jemand am Klostertor klopfte und hineinwollte, dann sagten die Mönche zur Begrüßung: »Die Tür steht offen, das Herz umso mehr.« Diesen Satz habe ich mir gemerkt. Die Idee von einer Kirche, die das liebende Herz betont, begeistert mich. Damals in Loccum wusste ich noch nicht, dass ich ein Jahrzehnt später wiederkommen würde, um selber Pastor zu werden. Und ich ahnte erst recht nicht, dass sich mein Leben in einem dampfenden Polo auf dem Klosterparkplatz entscheidend ändern würde.

*

Jeder neue Ausbildungsjahrgang wurde zu uns in den Garten eingeladen. Beim abendlichen Grillen habe ich dann die neuen Vikarinnen und Vikare kennengelernt und mich gerne mit ihnen unterhalten. Denn viele waren total lustig und cool. Also wirklich cool, und nicht dieses »Altpastoren hotten ab in der Konfidisko-cool«.

Wenn ich dieselben Menschen bei einem Gottesdienst in ihren schwarzen Batman-Kleidern erlebt habe, schienen sie mir wie ausgewechselt. Plötzlich klang ihre Stimme so, als hätten sie an Seide gelutscht. Beim Sprechen haben sie an völlig ... unpassenden Stellen ... Pausen gemacht. Und sie haben Worte benutzt, die ich längst für ausgestorben hielt. Gottesdienste waren anscheinend eine Kostümparty für

Wortarchäolog*innen. In der Predigt präsentierten sie ihre Fundstücke: »Haben wir das nicht alle einmal erwogen?«

Und ich dachte mir: »Ne, Alter, gewogen habe ich mal was, aber erwogen noch nie!« Doch ich schien der Einzige zu sein, den das störte. Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, dass derartige Predigten wohl nicht für mich gehalten werden. Denn wenn ich die Worte wenigstens verstehen würde, dann hätte ich die Wahl, zu- oder wegzuhören. Aber durch diese Polonaise der Uraltworte wurde mir die Wahl abgenommen.

Im Rückblick überwiegt dennoch das Positive, wenn ich an diese Zeit zurückdenke. Ich habe gemerkt, dass Grillabende ein Leben verändern können. Einige Gespräche haben ein Echo bis heute. Denn jede und jeder hat mir einfach, ehrlich und echt auf meine Fragen geantwortet. So hat sich mein Herz ganz langsam für den Glauben geöffnet. Wenn Gott sich in der Bibel verstecken würde, dann wäre ich wohl noch immer auf der Suche nach ihm.

*

Als ich meine erste Freundin kennenlernte, änderte sich mein Leben schlagartig. Ich war sechzehn und sie 32 Tage älter als ich. Sie hieß Anna, und ich lernte schnell, dass eine Handyrechnung allein durch das Schreiben von SMS dreistellig werden kann. Ich weiß noch, wie erleichtert ich war, als meine Mama mit einem Grinsen die Rechnung bezahlte. Darüber hinaus brachte mir meine Freundin bei, dass Werbeversprechen mit Vorsicht zu genießen sind. Denn meine Moschus-Parfumprobe aus dem Kaufhaus stank mehr, als dass sie sie verführte. Sie schickte mich erst mal duschen.

Viele Entscheidungen in meinem Leben habe ich aus Liebe zu anderen getroffen. Im Rückblick schnalle ich, dass mich Gott auf diese Weise zu ihm geführt hat. Denn Anna war Mitglied in der evangelischen Jugend.

Natürlich wurde ich kurze Zeit später auch Mitglied in der Jugendgruppe. Dort habe ich nach einer Weile meine erste Andacht gehalten, ohne an Gott zu glauben. Damals hatte ich schulterlanges, lockiges Haar und war megaschüchtern. Deshalb trug ich bei der Andacht meinen Haarhelm auch größtenteils vor dem Gesicht, und meinen Notizzettel hielt ich wie einen Schutzschild vor mich. Zum Glück wurde außer meinen eigenen Gefühlen bei dieser Andacht niemand verletzt. Aber das, was Jesus gesagt hat, hinterließ Spuren: »Fürchtet euch nicht, denn ich bin bei euch.«

Mit der ersten Freundin erreichten dann auch Beziehungsprobleme ein ganz neues Level. Und manche Level sind nur im Multiplayer-Modus zu schaffen. Das begriff ich bei einer Wanderung, die meinem Leben eine neue Dimension verliehen hat. Ich wanderte mit Matthias, einem brudergleichen Freund, durch den Harz auf einen Berggipfel. Matthias merkte, dass es mir nicht gut ging, weil mir meine Gefühle mal wieder viel zu viel geworden waren.

Oben angekommen, setzte er sich auf einen umgefallenen Baum und fragte, was los sei. Es brach aus mir heraus wie ein Wasserfall. Wir redeten eine halbe Stunde lang, und er gab mir Tipps, an die ich bis heute denke. Zum Beispiel, dass ich in einer Liebesbeziehung immer bitten kann, aber mir saugut überlegen muss, wann ich etwas verlange.

Nach dem Gespräch gingen wir den Berg wieder hinunter, und ich fühlte mich wie befreit. Als hätte ich den ganzen

schweren Mist da oben gelassen. Die Erleichterung habe ich nur durchs Reden bekommen. Einfach nur reden.

Damals habe ich zwei Dinge begriffen: Erstens, dass mit Gottes Hilfe aus Worten Wege werden können. Und zweitens, dass ich lernen wollte, anderen durchs Reden ein Begleiter und Wegweiser zu werden. Wenn ich anderen Menschen durch Gespräche helfen kann, mit ihren Gefühlen leben zu lernen, dann ist das genau mein Ding. Pastor*innen nennen das Seelsorge. Eine treffende Formulierung: Wir sorgen uns gemeinsam um unsere Seele, das Zirkuszelt unserer Gefühle.

Wie vielschichtig die Sache mit den Gefühlen sein kann, habe ich als Jugendlicher häufiger erfahren. Hart war es, als meine Eltern sich scheiden ließen. Ich war siebzehn.

Das erste Weihnachtsfest mit Miggel, dem neuen Freund meiner Mama, werde ich nie vergessen. Denn wir haben mit blauen LED-Schläuchen für den Weihnachtsbaum eine Unterbodenbeleuchtung gebastelt wie bei »The Fast And The Furious«. Beim Schmücken haben wir dann keine klassische Weihnachtsmusik gehört, sondern Songs von »Deichkind« dröhnten aus den Boxen. Es hat sich anders, aber trotzdem nach Familie und Zuhause angefühlt.

*

Für meinen Zivildienst zog ich nach Hannover. Dort arbeitete ich an einer Schule für geistig und körperlich eingeschränkte Kids. Als Betreuer*innen waren dort insgesamt vierzig junge Erwachsene unterwegs, die entweder als Zivi gearbeitet, ein Freiwilliges Soziales Jahr oder ihre Ausbildung als Heilerziehungspfleger*in gemacht haben.

Ich war damals wieder Single. Und ich habe mich schnurstracks in eine FSJlerin verliebt. Aber sie hatte einen Freund. Mein Kopf wusste, dass die Sache chancenlos war, aber mein Herz ließ nicht mit sich reden. Sie hieß übrigens auch Anna. Mein Muster ist offensichtlich. Ein ganzes Jahr lang war ich unglücklich verliebt.

Wenn man hoffnungslos verliebt ist, dann hat man genau zwei Möglichkeiten: Entweder billigen Rotwein trinken und Gedichte im Internet veröffentlichen oder mit Sport anfangen und Rockgottesdienste besuchen. Ich entschied mich für Letzteres. Dabei habe ich zum ersten Mal gecheckt und gefühlt, was ein Gottesdienst sein kann: ein Akkuladegerät. Ich habe eine Liebe und Kraft gespürt wie nie zuvor. Das Geschenk der Liebe Gottes. Und ich habe erfahren: Das Gebet ist wie eine Powerbank, die wir überall mit hinnehmen können. Der Gottesdienst eine Feier, um Gott zu begegnen. Und die Aufforderungen, »lasst uns beten« und »lasst uns ballern«, können kombiniert werden – zu einem Gottesdienst mit Bass und Gebet. Diese Form des Rockgottesdienstes war derbe anders, als ich es bisher kannte.

Das kraftvolle Gefühl der Liebe in den Gottesdiensten schlich sich in meinen Alltag ein. Und jedes Gebet war wie ein Energydrink. So begann die Liebesgeschichte zwischen Gott und mir. Das änderte mein Leben.

*

Am Ende des Zivildienstes entschied sich Anna, Sonderpädagogik zu studieren. Natürlich dachte ich: »Oh, Sonderpädagogik, das wollte ich auch schon immer studieren. Ach wie praktisch, dann kann ich ihr ja hinterherziehen.« Aber als

ich auf der Homepage der Universität las, wie gut der Abi-Notendurchschnitt sein müsste, um Sonderpädagogik studieren zu können, bekam ich einen Lachanfall. Meine Abi-Note war viel zu schlecht. Nicht knapp daneben, sondern Lichtjahre entfernt. Gott hatte wohl anderes mit mir vor, und das zeigte sich kurz darauf in einer Kneipe im Oberharz.

Im »Kellerklub« in Clausthal saß ich mit Erik, einem weiteren brudergleichen Freund, um ihm von der Tragödie zu erzählen, dass ich mein Traumfach Sonderpädagogik nicht studieren könne. Er durchschaute mich sofort. Breit grinsend nahm er einen Schluck von seinem zweiten Bier und stellte mir eine Frage, die saß.

Es gibt Fragen, die teilen das Leben in ein Vorher und Nachher.

Und Eriks Frage lautete: »Chris, Glauben ist doch voll dein Ding. Warum wirst du eigentlich kein Pastor?«

Mein erster Gedanke war: *Ich kann doch nicht das Gleiche machen wie mein Vater, das ist zu klischeehaft.*

Als ich versuchte, das Erik zu erklären, unterbrach er mich sofort: »Das lasse ich dir nicht durchgehen. Du wirst manches vielleicht ähnlich machen, aber auf deine Weise doch ganz anders sein.«

Das machte mich sprachlos – und drückte mir ein breites Grinsen ins Gesicht. In diesem Moment voller Zigarettenrauch und Bier begriff ich, dass Gott auch in Kneipen wirkt.

Ich brauchte diese Frage von Erik und sein Vertrauen in mich. Denn es wäre für mich irgendwie überheblich gewesen, zu sagen: »Klar kann ich Leute in den traurigsten und schönsten Momenten ihres Lebens begleiten, kein Ding für den King.«